



Dr. Kurt Anschütz
Fundraising • Beratung • Konzeption

Dr. Kurt Anschütz • Helmstedter Straße 19 • 10717 Berlin

*Kurt Anschütz, Fundraising-Manager (FA)
und christlicher Theologe, berät Stiftungen.
Sein derzeitiges Publikationsprojekt sind
Lebensgeschichtliche Interviews mit Stiftern
und Spendern. - Ehrenamtlich ist er u.a.
Vorsitzender der Communauté protestante
francophone de Berlin.*

Dr. Kurt Anschütz
Helmstedter Straße 19
10717 Berlin

Phone: +49 30 85 73 26 86
Fax: +49 30 85 38 44 7
Email: kurt@anschuetz-berlin.eu
Web: www.anschuetz-berlin.eu

Der folgende Artikel ist erschienen in der Festschrift „Unterwegs – 100 Jahre Rudolf Weckerling“, hgg. von der Aktion Sühnezeichen – Friedensdienste, Berlin 2011 (ISBN: 978-3-89246-056-6)

**„Das hoffnungsvollste Zeichen ...“
Rudolf Weckerling in oekumenischer Gemeinschaft 1945-1950
Von Kurt Anschütz***

In seltener Stringenz durfte Rudolf Weckerling leben: Glaubenserkenntnisse führten ihn hinaus zu Bekenntnisakten, und diese wiederum erschlossen ihm die Wirklichkeit so drängend neu, dass sie ihn zu vertieften Glaubensbekenntnissen führten. Mittelpunkt all seiner Bewegungen war Jesus Christus, Barmen I wurde ihm Licht und Maß. Seine „theologischen Existenz“ waren indes nicht Resultat isolierten Suchens und Erkennens; sondern entwickelten sich stets dank oekumenischer Gemeinschaften und in der Verantwortung vor ihnen. Entscheidende Etappen innerhalb dieses Kontinuums wurden: London 1933/34, Nachkriegsberlin, Studentenpfarramt, Aktion Sühnezeichen, Lagos, Beirut, Oekumenisch-missionarisches Institut.

In diesem Beitrag stelle ich Weckerlings oekumenische Existenz unmittelbar nach 1945 vor. Seine hartnäckige Treue, mit der er 50 Jahre später die Erinnerung an eben jene oekumenische Lerngemeinschaft für künftige Generationen zu sichern versuchte, dokumentiere ich am Ende.

Ende Juni 1945 waren Rudolf und seine Frau Helga Weckerling aus Dühringshof (Woiwodschaft Lebus) zu Fuß in Berlin eingetroffen, sofort meldeten sie sich bei Superintendent Martin Albertz, der ihnen als Leiter des illegalen Prüfungsamtes der Bekennenden Kirche bereits persönlich bekannt war. Helga hatte auf der langen Wanderung Typhus bekommen und lag deshalb „monatelang auf den Tod“ im Johannesstift in Spandau, während Rudolf sofort am 1. Juli die zuvor von den Deutschen Christen beherrschte Spandauer Melanchthon-Gemeinde übernahm – „20-30000 Seelen“. Wenige Tage später wurde die weitgehend unzerstörte Kirche von den Briten zum Ort ihrer Militärgemeinde bestimmt.



Fraternisierungs-Gottesdienst

Hier fand am 26. August auch der erste Berliner Gottesdienst von Besatzungstruppen gemeinsam mit Deutschen statt. Unter Missachtung des Fraternisierungsverbots hatte der anglikanische Militärpfarrer die Verantwortung für dieses Wagnis übernommen, weil er Vertrauen zu Weckerling besaß. Dieser war durch seinen Englandaufenthalt 12 Jahre zuvor und durch Vorkriegsfreundschaften mit englischen Christen geprägt, er war von den Nazis inhaftiert gewesen, und deshalb war er auch der Verbindungsman zwischen Militär und Kirche geworden - von Bischof Otto Dibelius ernannt und von den Briten als „Dolmetscher“ bezahlt.

Weckerling erinnert den Gottesdienst als eine „eindrückliche Sache“. Plastischer ist die zeitnahe Beschreibung der englischen Quäkerin Helen Adamson: „Die Kirche war ganz voll, und Menschen mussten auf den Seiten und auf den Altarstufen sitzen. Eine britische Armeekapelle begleitete den Chor der deutschen Sänger. Es gab überhaupt keinen Gedanken an non-fraternisation. Wir teilten uns die Liedblätter, gemeinsam sangen wir die Lieder, wir hörten auf dieselbe Predigt in englisch und in deutsch. Leuten in England wäre es befremdlich erschienen, mitten in einer Reihe von hohlwangigen deutschen Frauen und Mädchen einen unserer Tommies zu sehen – aber eben dies war ein Strahl der Hoffnung für uns, die wir dabei waren.“ Dieser Strahl durchzieht noch ein Jahr später den Vortrag, den Helen Adamson in England hält, um dort über die geistige Notlage der Deutschen zu informieren: „Wenn wir den Deutschen nicht einen besseren Weg zeigen, und wenn wir ihnen nicht einige andere Ideen zum Nachdenken geben – was anderes besitzt dann der durchschnittliche Deutsche, auf dem er seine Vorstellungen aufbauen könnte, als die nazistischen Vorstellungen? Von Jemandem, der nichts anderes gekannt hat, können wir nicht erwarten, dass er neue Gedanken aus dem Nichts heraus entwickelt. Doch allem zum Trotz sind wir einer ganzen Anzahl aufgeklärter junger Deutscher begegnet.“ Als einen dieser Aufgeklärten stellt sie Pfarrer Weckerling vor: er habe bereits „eine begeisterte Gemeinde um sich versammelt und arbeite sehr engagiert mit den jungen Leuten.“

Die Zusammenarbeit zunächst mit Militärs, dann immer stärker mit Zivilisten innerhalb der britischen Militärregierung und die Begegnung mit den pazifistischen Quäkern stellten Weckerling in einen täglichen oekumenischen Zusammenhang. Dieser wurde noch einmal ganz entscheidend vertieft, als im Frühjahr 1946 ein weiterer Alliierter nach Berlin kam: Georges Casalis - französischer Sieger im oekumenischen Geist.

Die „jungen Draufgänger“ und Georges Casalis

Pfarrer der Reformierten Kirche Frankreichs, engagiert in der Résistance, Schüler Karl Barths, Schwiegersohn Eduard Thurneyssens, war der 28-Jährige im März 1946 in Berlin angekommen. Zuvor hatte er einige Monate im Hauptquartier der Französischen Armee bei Feldbischof Marcel Sturm gearbeitet, wo er mit Entsetzen feststellte, dass nur ganz



wenige Militärs willens waren, den „Kreislauf der Rache“ zu durchbrechen. Einer Depression nahe, arbeitete er auf seine Entsendung nach Berlin als Militärpfarrer und als kirchlicher Berater der französischen Militärregierung hin. Tatsächlich hatte er dann bereits vier Wochen nach seiner Ankunft „den Eindruck, dass ich hier an meinem Platz bin“.

Zu diesem Zeitpunkt war er bereits jungen Pfarrern aus der Bekennenden Kirche begegnet, vor allem Schüler von Barth und Bonhoeffer. Wöchentlich trafen sie sich zum Bibelstudium und zur Diskussion über die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse. Weckerling, einer von ihnen, skizzierte 50 Jahre später im Interview ihre Vorstellungen und ihre Stimmungslage so: Aufgrund ihrer Erfahrungen als „Illegalen“ der Bekennenden Kirche wollten sie die Kirche nun von den Gemeinden her bauen, wobei sie freilich von Woche zu Woche immer deutlicher erkennen mussten, wie wenig Zeit und wie wenig Raum ihnen zur Verfügung stand. Denn die Kirche war die einzige verbliebene einigermaßen intakte Ordnungsmacht, und deshalb förderten die Westalliierten ihre schnelle Restauration. Diese wurde möglich, weil auch in der Kirche der Wille zur gesellschaftlichen Macht ungebrochen die Nazizeit überdauert hatte. Seine Verkörperung war Generalsuperintendent Otto Dibelius, einst Deutschnationaler in entschiedener Frontstellung gegen die Weimarer Republik. Die kirchliche Verwaltung, inzwischen durch Entlassung rabiater Deutscher Christen nazifrei gemacht, dazu die juristischen Denkstrukturen und vor allem das Fehlen von wirkmächtigen Opponenten ließen Dibelius zum Mann der Stunde werden. Denn mochten andere Führungspersönlichkeiten der Bekennenden Kirche, wie etwa Martin Albertz, Heinrich Grüber, Hans Böhm, sich im Detail auch von Dibelius unterscheiden, so waren sie ihm doch im Entscheidenden verbunden: Auch sie waren gefangen in einer bürgerlichen Vorstellungswelt, beherrscht von deutschnationalen Ressentiments und überzeugt, dass der kirchlichen Institution rasch wieder öffentliche Geltung zu verschaffen sei: Rechtfertigung der Machtentfaltung waren ihnen die Not der Menschen, die dringend einen Anwalt gegen die Alliierten benötigten. Und auch um des Evangeliums willen wollte man sich noch einmal als Volkskirche durchsetzen: Denn anders als nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg gab es nun das von Helen Adamson beschriebene „Nichts“ in den Köpfen und Herzen: ein Vakuum als gottgeschenkte Gelegenheit zur Missionierung der Hunderttausende.

Dieser übermächtigen Dynamik, die Weckerling, nunmehr frei von allem Sarkasmus, 1996 beschrieb, wollte sich der Kreis der „jungen Brüder“ entgegenstellen, zu dem sich bald ein Dutzend Pfarrer zusammengefunden hatten: Eberhard Bethge, Karl Albrecht Denstedt, Winfried Maechler, Horst Symanowski, Horst Dzubba, Hellmuth Linke, Hans Müller, Wolf Dieter Zimmermann, sowie „die Schwestern“ Helga Weckerling, Gertrud Staewen, Mary Bailey. Vermutlich durch Vermittlung von Staewen, die ihn über Barth und Thurneysen noch aus der Vorkriegszeit kannte, wurde Casalis sofort in diesen Kreis eingeladen. Zehn Wochen später schreibt er: „Ich bin außerordentlich glücklich und bewegt, dass diese kleine Gruppe mich vollkommen adoptiert hat und mich selbst in ihre vertraulichsten Sitzungen einlädt. Ich zögere nicht, hier zu sagen, dass ich wie einer von ihnen spreche – so sehr habe ich das Gefühl, dass dieser Kampf, in dem wir gemeinsam engagiert sind, die Grenzen einer Nation oder einer einzelnen Kirche überschreitet.“



Diese Entgrenzung machte die eigentümliche Kraft des „Unterwegs-Kreises“ aus, wie sich diese Gruppe bald darauf nennt. Gemeinsam wollten sie das Partikulare „überschreiten“: Heraus aus den Verengungen und Verdrängungen der kirchlichen Restauration, heraus aus den eigenen Glaubensgewissheiten und theologischen Verabsolutierungen, heraus auch noch aus den jeweils national-kulturellen Sichtweisen! Ein Prozess gemeinsamen oekumenischen Lernens beginnt.

Rudolf Weckerling: „Was heißt oekumenisch?“

„Oekumenischer Arbeit geht es um die ganze Oekumene, um die ganze bewohnte Erde“, stellt Rudolf Weckerling im Frühjahr 1947 das Ergebnis des Gelernten in einem Artikel heraus, dem er – wer dächte dabei nicht an die Lehrfragen des Heidelberger Katechismus? - den Titel gibt: „Was heißt oekumenisch?“ Bereits die Tatsache, dass er seine „Schreibhemmung“, aufgrund deren wir insgesamt nur wenige Publikationen aus seiner Feder haben, zu überwinden vermochte, zeigt, wie wichtig ihm die internationale Lerngemeinschaft geworden war.

Mit Beziehung auf seine eigene Geschichte seit London und in Würdigung der Stuttgarter Schulderklärung schreibt er einleitend: „Es ist vielleicht das hoffnungsvollste Zeichen dieser Zeit, dass die oekumenischen Verbindungen während des Krieges nicht ganz abgerissen sind und vielfach noch tiefer begründet wurden. Nach dem Sieg der einen und dem völligen Zusammenbruch der anderen haben Christen aus vielen Völkern und Kirchen als erste den Weg zueinander gefunden. Durch das Bekenntnis ihrer Schuld und Mitverantwortung an der Weltkatastrophe haben auch die Völker wieder begonnen, miteinander zu reden.“

Der spektakulärste Teil dieses Redens geschieht in der Fünfvölkerstadt Berlin, und im Unterwegs-Kreis wird es immer wieder neu auf seine Ernsthaftigkeit hin kritisch geprüft. In welcher Verbindlichkeit und Entgrenzung aber man zumindest hier „reden“ wollte, entfaltet Weckerling in sechs Thesen:

Mit Barmen I setzt er ein und beschreibt darin zugleich, wie jeweils gearbeitet wird: „Der Anfang oekumenischer Arbeit besteht im Hören auf Gottes Wort. Jesus Christus ist das eine Wort Gottes, das wir im Leben und im Sterben zu hören haben. Am besseren Verständnis dieses Wortes gilt es zu arbeiten: Wenn die Erkenntnis Christi nicht wächst durch die oekumenischen Begegnungen, dann ist alles umsonst, was unternommen wird.“

Zu solcher „Erkenntnis Christi“ gehört für Weckerling inzwischen die seiner universellen Verkörperung, was unmittelbare politische und kirchliche Konsequenzen hat: „Zweitens. Weil das Wort Gottes allen Kirchen anvertraut ist, dürfen wir erwarten, dass Christus uns in den Brüdern und in ihrem Wort begegnet, dass sie uns in unsrer Armut reich machen und in unsrer Angefochtenheit trösten oder aus unserer falschen Sicherheit aufrütteln können.“ Solche Begegnung ist darum auch nicht etwa vorschneller Dialog, sondern



vielmehr Hören: Hören auf die Brüder und auf „die Bücher und Schriften, die sie mitbringen oder schicken.“ Deshalb sei es „ein Unrecht, die Brüder zu Briefträgern zu erniedrigen oder ihr hörbereites Ohr nur mit unseren Nöten und Klagen zu beheligen“.

Neben dieser materiellen Instrumentalisierung der Ausländer, von der Mary Bailey und Georges Casalis im Unterwegs-Kreis immer wieder empört berichteten, sieht Weckerling auch die Gefahr ihrer ideologischen Vereinnahmung für gefährliche deutsche Interessen, so dass er fordert: Es müssen alle „Versuche unterbleiben, eine christliche Internationale zum Schutz des christlichen Abendlandes zu gründen und einen christlichen Imperialismus als Staudamm gegen einen angeblich antichristlichen östlichen Imperialismus aufzurichten. Der König mit der Dornenkrone will in Leidensbereitschaft bezeugt sein.“

Aber auch bei den ausländischen Christen sieht Weckerling ein oft oberflächliches Verständnis ihrer „oekumenischen Hilfe“: Denn die Konzentration auf „Pakete“ allein müsse „zur Werkerei ausarten“ und laufe zugleich auch Gefahr, „die Empfänger unverschämt zu machen und zu verleiten, Ansprüche zu stellen“. Stattdessen müsse Richtschnur sein, was „Petrus dem lahmen Bettler an der Tempeltür sagt: ‚Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir: im Namen Jesu Christi von Nazareth stehe auf und wandle!‘“

In den vielen spektakulären oekumenischen Kundgebungen – Casalis sprach bereits vom „oekumenischen Karussell“, das sich immer munterer in Berlin drehe – sieht Weckerling nichts als „Sensationen“ - ein „Repristinieren“ konfessioneller Entscheidungen vergangener Jahrhunderte, statt eines „Flehangs“ um deren „Überwindung“: „Unsere Aufgabe ist es, in der Vielheit der Kirchen die Einheit des Leibes zu suchen und uns so lange zu dem Einen Haupt zu bekennen, bis Er seinen Leib wieder ganz und heil macht.“

Diese Grundbestimmungen oekumenischer Existenz enden in einer Reflexion auf den unverzichtbaren Beitrag, den die zerrissene Christenheit der Welt endlich leisten müsse: „Oekumenischer Dienst an der Welt heißt: Ringen um die rechte Botschaft an die Welt“. Anders, als „Klerikalismus und Restauration“ es tun, sieht Weckerling diesen Dienst also nicht in einem Produkt billiger Anrede und Dreinrede, sondern vielmehr in einem Prozess: im „Ringen“ umeinander als Voraussetzung für ein vollmächtiges Wort – die Anlehnung an Bonhoeffers Oekumene-Aufsatz von 1935: „Die Bekennende Kirche und die Oekumene“ ist frappant. Voraussetzungen des Ringens sind zum einen das „gemeinsame Forschen in der Schrift“ und zum andern die Anerkennung der eigenen Bedürftigkeit, ja – in Vorwegnahme der Barth'schen Licherlehre – gar auch die demütige Einräumung der Bezeugungsfähigkeit des Nichtchristlichen: „Wir müssen auch offen sein für die Stimme der Brüder in allen Kirchen und für die ‚christliche‘ Stimme der Welt.“

Der letzte Ernst des oekumenischen Zeugnisses für die Welt ergibt sich in eschatologischer Perspektive: wenn „allem Defaitismus, aller Resignation, aller Müdigkeit von Christen im Blick auf die Macht der Dämonien von Hass und Vergeltung, im Blick auf



die scheinbare Unlösbarkeit internationaler Fragen und neuer apokalyptischer Bedrohung“ zum Trotz dennoch ein gemeinsames Wort Ereignis werden darf, dann wird gemäß Matthäus 24,14 die Zeit erfüllt: „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt (oikumene) zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann wird das Ende kommen.“

Noch sechzig Jahre später darf man staunen über die Kraft dieses Artikels: Sie stammt aus dem Hören der Schrift, aus einer durch die Bekenntnisse von Barmen, Dahlem und Stuttgart geschärften Theologie und aus dem Neues aufschließenden oekumenischen Erleben. Denn was Casalis hinsichtlich der „vollständigen Gemeinschaft des Glaubens und des Denkens“ so früh für sich formuliert hatte, das galt auch für Weckerling, der am 5.5.1950 dem Berlin verlassenden Casalis und dessen Frau Dorothée schrieb: „Ich möchte euch beiden noch einmal ganz ganz [sic!] herzlich danken für alles, was ihr uns an Liebe, Freundschaft und Beistand in diesen Jahren erwiesen habt. Es ist ja keine Übertreibung, wenn ich sage, dass wir uns diese Nachkriegszeit in Berlin gar nicht denken können ohne die Frohnauer Oase mit ihren mannigfaltigen Erquickungen, an denen ich besonders partizipieren durfte.“ Dass aber bereits 1947 Weckerling „Beistand“ erfahren hatte, ließe sich im Vergleich seines Aufsatzes mit dem wenige Wochen zuvor am 25.1.1947 erschienenen Artikel von Casalis, den dieser unter dem Titel „Oecuménisme Berlinois“ („Berliner Oekumene“) für die französischen Protestanten geschrieben hatte, zeigen: Derselbe theologische Schwung, dieselbe Kritik an der Restaurierung der Volkskirche und an der Instrumentalisierung der Geschwister aus der weltweiten Kirche, dasselbe Insistieren auf der Verbindlichkeit des oekumenischen Unterwegsseins bis ins Eschatologische hinein.

Dankbar bleiben

War eingangs auf Rudolf Weckerlings beständiges Leben und Lernen in oekumenischen Gemeinschaften hingewiesen worden, so kommt der „Etappe Nachkriegsberlin“ offensichtlich besondere Bedeutung zu, denn noch 50 Jahre später wusste er sich ihr verpflichtet. Deshalb wurde er einer der energischen Antreiber für das Erinnerungsprojekt, das ich 1990 unter dem Titel „Versöhnungsarbeit von Ausländern in Berlin zwischen 1945 und 1955. Der Beitrag von Christen“ begonnen hatte: Möglichst viele jener Frauen und Männer, die damals durch ihr Mitleben den Berliner Kirchen und Gemeinden die Gemeinschaft der weltweiten Kirche anboten, sollten vor ihrem Tod noch einmal zu Wort kommen. Die unmittelbare Brisanz lag am Tage: Die Mauer war gefallen, und die beiden Berlins konnten sich nicht länger mehr durch Entgegensetzungen definieren. Für die Suche nach einer Identität als deutsche Metropole und als europäisches Bindeglied und als weltoffene Stadt waren wir auf eine Rückbindung an jene Menschen aus, die uns so früh eine Chance zum Überleben und zum Frieden gegeben hatten. Dazu bildete sich beim Oekumenischen Rat Berlin-Brandenburg ein eigener Arbeitskreis, besonders Christfried Berger, Manfred Karnetzki, Elisabeth Adler, Ursula Brennecke, Wolfgang Lorenz, Michael Töpel engagierten sich. Weckerling selbst war unermüdlich. Die Dynamik



wuchs derart, dass wir schließlich einen Finanzierungsantrag bei der Stiftung Deutsche Klassenlotterie Berlin stellten; dank der enormen internationalen Unterstützung konnten wir 241.000 DM an Eigenmitteln für den Fall der Restfinanzierung nachweisen. Stattdessen wurde das Projekt gänzlich verworfen.

Rudolf Weckerling drängte dennoch auf eine dreibändige Dokumenten- und Interview-Edition – nicht etwa in einer kirchenhistorischen Nische, sondern „möglichst bei dtv!“ Das dafür erforderliche Geld vermochte freilich auch er nicht zu schaffen. So blieb das Vorhaben auf der Strecke und verlor mit jedem Damaligen, der in den Folgejahren starb oder das Gedächtnis verlor, stets mehr von seiner Kraft. Immerhin konnte ich wenigstens einen Band von Aufsätzen fertigstellen, dessen Herausgeberschaft das Oekumenisch-Missionarische Institut übernahm. Wir widmeten ihn Rudolf Weckerling zum 90. Geburtstag, der es sich gefallen ließ. Mit jener Selbstironie, die Teil seines Charmes ausmacht, teilte er uns mit, wir hätten damit ja nun doch „den Vogel abgeschossen! Ob auch Dorothée Casalis ein Verlagsexemplar kriegt?“

Zum Hundertsten bekommst Du nun ein eigenes Buch mit Taten und Themen Deines Lebens. Mögest Du es annehmen in der Dir durch die Wechsel der Zeiten hindurch immer wieder neu geschenkten Dankbarkeit: „Meine Stärke und mein Loblied ist der Herr, und er ward mein Heil.“ (Psalm 118,14)

*Die Zitate finden sich in folgenden Publikationen belegt:

Anschütz, Kurt: Befreiung. Besetzung. Versöhnung. Die Arbeit ausländischer Christinnen und Christen nach dem zweiten Weltkrieg in Berlin“, hgg. vom Oekumenisch-Missionarischen Institut des Oekumenischen Rates Berlin-Brandenburg, Berlin 2001, 234 Seiten.

Ders.: „Die Befreiung musste von außen kommen ...“. Daten und Fragen zu Georges Casalis‘ Entwicklung zwischen 1917 und 1945, in Störenfriedels Zeddelkasten. Geschenkpapiere zum 60. Geburtstag von Friedrich-Wilhelm Marquardt, Berlin 1991, S. 238-260.

Ders.: „Der oekumenische Glaube ist primär ...“ Georges Casalis in Berlin 1946-1950. Einblicke in seine Korrespondenz, in Evangelische Theologie, 54. Jahrgang, Heft 1, 1994, S. 79-100.

Ders.: Ein Sieger im oekumenischen Geist. Ein Text von Georges Casalis zur Berliner Oekumene 1946, Oekumenische Rundschau, 39. Jahrgang, S. 472-481.

Ders.: Zur Versöhnungsarbeit englischer Quäker in Berlin 1945-1946, Archivbericht Nummer 8 der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, s.a., S. 57-62.

Weckerling, Rudolf: Was heißt oekumenisch?, in Unterwegs Heft 2 / 1947, S. 4-7.

Ders.: Interview zu den Jahren 1945 bis 1950 mit Kurt Anschütz, 1996, unveröffentlicht.